



# Newsletter vom 1. 12. 2024

## Inhalt

Den Unterricht sach- und menschengerecht gestalten bleibt das grosse Ziel.....	1
28. November 2024, Marianne Wüthrich .....	1
Verstehendes Lernen wird vernachlässigt .....	4
NZZ, 22. November 2024, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Carl Bossard.....	4
«Verstehendes Lernen wird vernachlässigt» .....	5
NZZ, 29. November 2024, Meinung & Debatte, Leserbrief .....	5
Vom gefeierten Hoffnungsträger zum Totengräber der Schulqualität .....	5
Condorcet Bildungsperspektiven, 17. November 2024, Urs Kalberer .....	5
«Salut, ça va bien?»: Der Sprachtausch soll das Land verbinden .....	7
NZZ, 21. November 2024, Michele Coviello .....	7
Die geplanten Schwerpunkte an den Gymnasien werden bereits kritisiert .....	8
NZZ, 27. November 2024, Zürich und Region, Robin Schwarzenbach .....	8
Starres Fächerdenken ist überholt .....	11
Tages-Anzeiger, 22. November 2024, Meinungen, Kommentar Fabienne Sennhauser .....	11
Die Bildungsbürokraten müssen nachsitzen .....	12
NZZ, 29. November 2024, Meinung & Debatte, Robin Schwarzenbach .....	12
«Der Abbau muss ein Ende haben».....	13
NZZ, 20. November 2024, Meinung & Debatte, Leserbrief .....	13
«Die Technologie ist jetzt da».....	14
Tages-Anzeiger, 18. November 2024, Politik & Wirtschaft, Mario Stäuble .....	14

---

## Den Unterricht sach- und menschengerecht gestalten bleibt das grosse Ziel

28. November 2024, Marianne Wüthrich

### *Gedanken zur Maturitätsreform und zur Digitalisierung*

«Starres Fächerdenken ist überholt», titelt der Tagi seinen Kommentar zur Maturitätsreform. Es brauche eine «inhaltliche Neuausrichtung», weil der Lehrplan der Gymnasien seit 30 Jahren nicht reformiert worden sei.

Es mag ja spannend sein für die Gymischüler, wenn sie alle möglichen Schwerpunktfächer wählen können. Aber damit ist eines der zentralen Probleme unserer Schule nicht gelöst: Zuerst müssen die Grundlagen gelegt sein, bevor man Zeit und Raum hat, auf sicherer Basis weiter zu experimentieren. Das gilt nicht nur für die Schulabgänger der Volksschule, von denen viele ungenügende Kennt-



nisse in Mathematik und Deutsch in die Mittelschule oder die Lehre mitbringen, sondern der Mangelzustand pflanzt sich fort bis in die Hochschulen. Wie Fabienne Sennhauser in ihrem erwähnten Kommentar hinweist, klagen auch diese «über das unzureichende Niveau der Studienanfänger» in Mathematik oder Deutsch. In eindrücklicher Erinnerung ist mir eine Aussage des früheren Rektors der Universität Zürich, Michael Hengartner, in einem Interview: Viele Studenten würden Seminararbeiten abgeben, in denen kein Satz fehlerfrei ist, und der Matheprofessor müsse ihnen zuerst den Dreisatz erklären (!).

### **Wie sind die Mängel zu beheben?**

Offensichtlich haben es die Spitzen der Lehrerverbände immer noch nicht kapiert: Wesentlich für den Lernerfolg unserer Jugend sind nicht strukturelle Reformen an der Oberfläche, sondern im Zentrum muss «lernwirksames Unterrichten mit klaren Verbindlichkeiten» stehen. Unermüdlich weist Carl Bossard auf die Unverzichtbarkeit des verstehenden Lernens hin, so auch dieses Mal. Dafür ist der Klassenunterricht am geeignetsten, und zwar in allen Schulstufen. Denn mit Selbstorganisiertem Lernen SOL kann man sich nur Lernstoff aneignen, den man versteht.

Vor lauter originellen Ideen für einen «zeitgemässen» Lehrplan dürfen wir also auch am Gymnasium nicht vergessen, dass es genügend Zeit für einen Klassenunterricht in allen Grundlagenfächern braucht, damit wir unserer Jugend einen Teil des reichhaltigen Wissens weitergeben können, das uns zur Verfügung steht. Und damit auch Raum bleibt für das unerlässliche Üben und Festigen des Gelernten. Mit den geplanten Schwerpunktfächern würden aber im Gegenteil etwa 20 Prozent der Lektionen in den Grundlagenfächern, vor allem in den Sprachen, wegfallen. «Die Arbeit an der Sprache» aber «ist Arbeit am Gedanken», hält Robin Schwarzenbach richtig fest («Die geplanten Schwerpunkte an den Gymnasien werden bereits kritisiert»).

Ob es neue Mischfächer braucht, damit Jugendliche «interdisziplinäres Arbeiten» und «vernetztes Denken» lernen? Oder ist es nicht die fachlich kompetente Einführung und die menschlich einfühlsame Anleitung durch den Lehrer, worauf es ankommt? Zuerst muss nämlich etwas da sein, das man vernetzen kann, dann aber ist es in jedem Schulfach möglich, Zusammenhänge zu finden und die Welt zu entdecken. Das gilt besonders auch für das Fach Geschichte, wie Hanspeter Amstutz in seinem Leserbrief einmal mehr betont: Erforderlich ist in der Volksschule ein eigenständiges Fach mit einem klaren inhaltlichen Aufbau sowie eine vertiefte Ausbildung der Lehrkräfte. Ein sinnvoller Weg zur Verbindung von Kenntnissen und echten Lebenserfahrungen ist auch der Austausch zwischen den Schweizer Sprachkulturen, zu dem Sie einen Artikel in unserer Sammlung finden.

### **Antwort auf die herausfordernde Digitalisierung: Mit der Klasse das Gespräch suchen**

Gehen wir nun zur Digitalisierung der Schule und ihrer neuesten Extremform, der sogenannten «Künstlichen Intelligenz» KI. Im Bericht unseres Kollegen Urs Kalberer über die Veranstaltung der «Starken Volksschule Zürich» zur Digitalisierung der Schule liegt es noch einmal auf dem Tisch, dass Lernen auch in Zeiten der Tablets und Laptops ein analoger Vorgang ist und mit der Realität des Lebens verbunden bleiben muss. Wer seine Schüler vorwiegend auf dem Laptop herumklicken lässt, verwehrt ihnen viele echte Lernerlebnisse.

In einem Interview erfahren Sie von zwei Gymilehrern, dass ihre Schüler sich von KI ihre Aufsätze und Interviews schreiben lassen, ohne dass man es ihnen nachweisen kann. Den ratlosen Lehrern geht es wie Goethes «Zauberlehrling»: Sie wissen nicht, wie sie die Geister, die unsere hoch technologisierte Wirtschaft gerufen hat, wieder loswerden können («Die Technologie ist jetzt da»).

In Wirklichkeit ist es auch heute die Lehrerpersönlichkeit, die erfahrene Pädagogin, welche die Verantwortung dafür trägt, dass ihre Schüler das Notwendige und Gewünschte für ein würdiges und erfülltes Leben als Erwachsene lernen können und dass sie sich auch mit dem über-technologisierten Zustand unserer Gesellschaft auseinandersetzen. Das Fach «Medien und Informatik» sollte an erster Stelle genutzt werden, um mit der Klasse ins Gespräch zu kommen: Zum Beispiel über die Frage, wem das Eindecken unserer Schulen mit elektronischer Hard- und Software am meisten bringt.



Geht es darum, dass die Schüler besser lernen können, wie behauptet wird? Oder nicht viel mehr um ein Geschäft mit unvorstellbaren Gewinnen für die IT-Konzerne? Will ich mich durch die Tech-Konzerne einspannen lassen in eine 20-zu-80-Gesellschaft, in der die (Dienstleistungs-)Industrie Heerscharen dürftig gebildeter Berufsleute braucht, die den lieben langen Tag auf ein paar Knöpfe drücken? Oder will ich meinen Platz als gebildeter und verantwortungsbewusster Mitarbeiter und Mitgestalter unseres Gemeinwesens einnehmen? Werde ich nur meine Karriere im Auge haben oder mich auch dafür einsetzen, dass die Auswüchse der Bildungsreformen an unseren Schulen heruntergefahren werden und künftig wieder alle Kinder eine gute Bildung erhalten?

Was verliere ich als Gymi-Schülerin, wenn ich mir von einem Computerprogramm meine privilegierte Gelegenheit wegnehmen lasse, im Austausch mit meinen Lehrern und meinen Klassenkollegen selbst denken zu lernen, mich vertieft mit Sachfragen auseinanderzusetzen und die Ergebnisse in eigenen Worten zu formulieren? Deutschlehrer Pfister spricht dieses Problem im Interview so an, dass es unter die Haut geht – seine Schüler würden sich sicher gerne an einem Gespräch darüber beteiligen. Mathe-Lehrer Jenni traut seinen Schülern zu, «selbst zu verstehen, warum sie etwas lernen.» Auch dies kann Thema eines Klassengesprächs sein.

### **Gegensteuer zur Digitalisierung: Kontrolle mit Lernbeziehung verbinden**

Einer der interviewten Gymi-Lehrer beklagt, dass er wegen KI gezwungen ist, seine Prüfungs- und Benotungsmethoden neu zu gestalten. Das stimmt, aber die notwendigen Änderungen müssen nicht unbedingt als «Rückkehr zu altmodischen Methoden» empfunden werden – es kommt darauf an, wie der Lehrer sie gestaltet.

In meiner Zeit als Berufsschullehrerin gab es noch keine KI, aber manche Schüler fanden mit Googeln fertig ausgearbeitete Texte oder Interviews, die sie für ihre Abschlussarbeiten benutzten. Entsprechend richteten wir Lehrkräfte das «Setting» ein. So führte ich mit jedem Schüler ein Zwischengespräch, in dem ich mir ein Bild machte, was er bisher gearbeitet hatte und ob er in sein Thema persönlich «eingetaucht» war, auch besprachen wir, was noch zu tun war. Die Schüler empfanden dies nicht in erster Linie als Prüfung, weil sie mein Interesse an ihrem Thema und an einem guten Gelingen spürten. Allfällige Minuspunkte konnten sie in der Folge auswetzen. In einzelnen Fällen musste ich klären, ob und wie das Interview wirklich stattgefunden hatte. Einige wenige Male musste ein Schüler seine Abschlussarbeit wiederholen, was auf sein Lernverhalten eine nachhaltige und korrigierende Wirkung haben konnte. Eine mündliche Präsentation gehörte zum Konzept der Vertiefungsarbeit. Damit sie nicht zur Phantasie-Show wurde, stellte ich einige meiner Fragen im Voraus so, dass die Schüler ihren Erkenntnisgewinn mit Stolz und Freude zeigen konnten oder die Chance hatten, durch genauere Recherchen ihre Note zu verbessern. In Verdachtsfällen gab ich relativ enge Fragen vor. Immer ging es darum, in einer mitmenschlichen Beziehung die Jugendlichen zu fördern und zu fordern.

Heutige Lehrer müssen sich etwas andere Vorgehensweisen überlegen, aber die Überprüfung der wirklich vorhandenen Kenntnisse im Gespräch mit dem Schüler ist sicher eine sinnvolle Möglichkeit. Aufsätze kann man übrigens auch von Hand schreiben...

Nun wünsche ich Ihnen viel Spass beim Lesen.

*Marianne Wüthrich*

---



## Verstehendes Lernen wird vernachlässigt

NZZ, 22. November 2024, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Carl Bossard

Bildung ist wichtig. Das sagen alle. Und die Schweiz lässt sich dies viel kosten: 41,3 Milliarden Franken haben Bund, Kantone und Gemeinden im Jahr 2021 für Bildungszwecke ausgegeben, fast doppelt so viel wie noch 2000; damals waren es 22,1 Milliarden Franken. Wir leisten uns das teuerste Bildungssystem der Welt. Aus gutem Grund: Bildung ist für unser Binnenland existenziell.

Die Schweiz investiert viel. Und doch verlangt Dagmar Rösler, die oberste Lehrerin der Schweiz, bei jedem Problem im Schulalltag stets nur eines: «Mehr Geld! Mehr Ressourcen!» Gebetsmühlenartig kommt dieser Ruf über ihre Lippen. Seit Jahren. Gleichzeitig plädiert sie als Zentralpräsidentin der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer permanent für weitere und zum Teil radikale Strukturreformen – zusammen mit Thomas Minder, dem Verbandspräsidenten der Schulleiter Schweiz. So wollen sie den Defiziten entfliehen, welche die Verbände mitverursacht haben.

Beide setzen Bildung mit ihrer Reform gleich – wie wenn Strukturinnovationen alle Probleme lösen könnten. Dabei bewegen sie sich auf der Makroebene, einem für den Unterrichtserfolg unwesentlichen Bereich; beiden sind Oberflächenmerkmale wichtig, Äusserlichkeiten. Es sind Strukturreformen, die sie forcieren, wie beispielsweise das Abschaffen der Noten und das Weglassen der Hausaufgaben, das Auflösen des Klassenverbandes oder die Abkehr von der Selektion. Strukturfragen auf der Makroebene haben wenig mit den Prozessen des Denkens, Verstehens und Könnens zu tun. Bildungswirksam sind die Tiefenmerkmale der Lernprozesse, das wissen wir aus der Unterrichtsforschung. Dazu gehören das verstehende Aneignen und Anwenden von Wissen und Können, dazu zählen die Erkenntnisvorgänge und das Entstehen von Einsichten und Zusammenhangwissen.

Doch welche Form von Unterricht fördert dieses verstehende Lernen – und das so bedeutsame «verstehende Lesen»? Das müsste die Lehrerverbände interessieren. Aus der Lernpsychologie kennen wir die Phasen des klassischen Lernprozesses. Es geht beim Lernen stets um das problemgeleitete Aufbauen des neuen Wissens und Könnens mit dem Erkennen und Verstehen – beispielsweise des anspruchsvollen Zehnerübergangs. Das sind komplexe Vorgänge, ebenso wie das Durcharbeiten mit dem Konsolidieren und Festigen – das Behalten. Dazu kommen das Üben und Wiederholen sowie das Abrufen und Anwenden des Gelernten in unterschiedlichen Situationen.

Schulische Wirksamkeit verlangt eine konsequente Systematik; es darf kein Zufallslernen geben. Darauf verweisen renommierte Lernforscher. Viele Lehrerinnen und Lehrer spüren aber, dass die zahlreichen Reformen der vergangenen Jahre das Lernen entsystematisiert haben, und zwar über die forcierte Individualisierung und das selbstorganisierte Lernen, die Abwertung der Lehrperson zum begleitenden Coach und durch die gesteigerte Heterogenität in den Klassen.

Die Folgen zeigen sich in den internationalen Pisa-Vergleichsstudien oder beispielsweise in den Klagen von Lehrmeistern und Hochschuldozenten. Auch die rasante Zunahme privater Lerninstitute ist ein Alarmzeichen: Die Verbindlichkeit der Lernprozesse nimmt ab. Viele spüren das, auch Eltern. Das bildungspolitische Grundlagenpapier der FDP Schweiz kommt nicht aus heiterem Himmel. Es ist eine Reaktion auf die nachlassende Wirkkraft der öffentlichen Volksschule.

Gefragt wären ein Gegenhalten und die Konzentration auf lernwirksames Unterrichten mit klaren Verbindlichkeiten. Gefragt sind die Kernprozesse des Lernens – systematisch aufgebaut, strukturiert und angeleitet. Die Wirksamkeit der Schule beginnt im Klassenzimmer. Darauf müssten sich die Lehrerinnen- und Lehrerverbände primär konzentrieren – und nicht auf Strukturfragen im Makrobereich. Das erforderte auch nicht dauernd mehr Ressourcen.

*Carl Bossard ist ehemaliger Direktor der Kantonsschule Luzern und Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug.*



## «Verstehendes Lernen wird vernachlässigt»

NZZ, 29. November 2024, Meinung & Debatte, Leserbrief

Stecken die Grossverteiler ihre Produkte bloss in neue, modern gestylte Verpackungen, ändern sie damit nichts an ihren Inhalten. Genauso verhält es sich mit den vielen Strukturreformen in unserem Bildungswesen. Sie sind keine Garanten für einen besseren Lernerfolg im Unterricht an unserer Volksschule.

In seinem Gastkommentar zeigt Carl Bossard auf, worum es eigentlich beim verstehenden, wirksamen Lernen geht und dass manche Neuerungen einer grundlegenden, systematischen Vermittlung und Aneignung von Wissen und Können abträglich sind (NZZ 22. 11. 24). Bossard warnt zu Recht vor den verhängnisvollen Folgen, etwa des selbstorganisierten Lernens oder auch der Degradierung der Lehrkräfte zu begleitenden Coachs.

Wir können uns das weltweit teuerste Bildungssystem leisten – das verpflichtet. Weil wir es unseren Kindern und Jugendlichen schuldig sind, dürfen sie beim Lernen nicht irgendwelchen Zufälligkeiten und andauernd neuen strukturellen Experimenten ausgesetzt werden.

Mehr denn je sind deshalb alle Verantwortlichen verpflichtet, sich dafür einzusetzen, dass sich die Volksschule angeblich trendiger Verpackungen entledigt und wieder auf tragfähigen Pfeilern zu stehen kommt. Sie muss sich auf ihren Grundauftrag einer soliden Wissensvermittlung mit verbindlichen Zielen besinnen.

*Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)*

---

## Vom gefeierten Hoffnungsträger zum Totengräber der Schulqualität

Condorcet Bildungsperspektiven, 17. November 2024, Urs Kalberer

***Condorcet-Autor Urs Kalberer berichtet von einem Informationsabend der Starken Schule Zürich, in dem es um die Folgen der Digitalisierung in den Klassenzimmern ging. Die zwei Referenten waren ein Lehrer und eine Lehrerin, also Praktiker des Unterrichts. Die Besucher erfahren hier zwar keine Studienergebnisse (die kann man in unserem Blog zuhauf konsultieren), dafür besorgniserregende Beobachtungen aus dem Schulalltag.***

Zugegeben: Die Kritiker von digitalen Medien in der Schule waren an diesem Abend in Zürich in der Mehrzahl. Umso klarer konnten die beiden Referenten Hedwig Schär, Unterstufenlehrerin, und Philipp Zopp, Oberstufenlehrer, auf die Auswirkungen des Gebrauchs von Computern und Smartphones in der Schule hinweisen. Beginnen wir mit einem Blick auf die ersten Klassen der Primarschule.

Hedwig Schär gibt offen zu, dass digitale Hilfsmittel im Alltag nicht mehr wegzudenken seien. Die Forderung, die Kinder müssten deshalb den Gebrauch derselben aus Gründen der Chancengerechtigkeit so früh wie möglich lernen, lehnt sie jedoch entschieden ab. Schliesslich drückt man den Kindern auch nicht einen Autoschlüssel in die Hand, damit diese möglichst früh Erfahrungen mit dem Auto fahren machen. Alles zu seiner Zeit!

### **Defizite**

Die erfahrene Pädagogin stellt fest, dass die Konzentrationsfähigkeit ihrer Schülerschaft klar abgenommen habe. Ausserdem fehle das Gefühl für Dreidimensionalität aufgrund des intensiven Kontakts mit digitalen Bildschirmen. Weiter stellt Schär fest, dass die Frustrationstoleranz bei den Kindern generell gesunken sei, bei gleichzeitiger Abnahme der sozialen Kompetenzen.



Was sollten die Schüler denn zu Beginn der Primarschule können? Hedwig Schär kann hier aus dem Vollen schöpfen und erwähnt basale Fähigkeiten wie die korrekte Stifthaltung, schneiden mit der Schere, Papier falten, knüllen oder reissen. Gemeinsam singen und spielen gehört ebenfalls dazu.

Die Frage stellt sich nun, ob digitale Medien den jungen Primarschülern dabei helfen würden, diese wichtigen Kompetenzen zu erlernen. Das Gegenteil sei der Fall, kommentiert Schär. Die grosse Anziehungskraft der digitalen Spiele hinterlässt Spuren hinsichtlich der Ausdauer. Die Kinder hätten Mühe, Arbeiten abzuschliessen oder aufzuräumen. Sorgfalt und Feinmotorik litten ebenfalls. Hier ist nicht nur die Schule gefordert, sondern besonders auch die Eltern, welche die Geräte zunehmend auch als Mittel zum Ruhigstellen ihrer Kinder einsetzten und dabei verkennen, wie viele wichtige Lernerfahrungen diese dabei verpassen.

**Seine Schüler verbringen bis zu 70 Stunden pro  
Woche am Bildschirm, wobei das Wochenende  
besonders ins Gewicht falle. Im Durchschnitt betrage  
die Bildschirmzeit pro Wochentag ca. 4 Stunden.**

### **Computer nur noch, wenn er Mehrwert bringt**

Mit Entsetzen hat Sekundarlehrer Philipp Zopp festgestellt, dass seine Schüler die Uhrzeit nur noch lesen können, wenn diese im Zahlenformat angezeigt ist. Dieser Weckruf veranlasste ihn zum Entscheid, digitale Geräte nur noch anzuwenden, wenn diese einen klaren Mehrwert brächten. Zopp sieht durchaus positive Anwendungen im Sprachunterricht, bei der beruflichen Orientierung oder als gelegentliche Auflockerung auf Spielplattformen. Klare Fortschritte stellt er beispielsweise bei den Englischkenntnissen fest. Diese sind sicher teilweise auch auf das Gamen zurückzuführen.

An seiner Schule wollte man es genauer wissen und untersuchte die Bildschirmzeit ausserhalb der Schule. Das Resultat machte die Zuhörer nachdenklich. Seine Schüler verbringen bis zu 70 Stunden pro Woche am Bildschirm, wobei das Wochenende besonders ins Gewicht falle. Im Durchschnitt betrage die Bildschirmzeit pro Wochentag ca. 4 Stunden.

### **Filme schauen geht nicht mehr**

Wie seine Kollegin Schär stellt auch er einen Rückgang der Konzentrationsfähigkeit fest. In seiner Sek-B-Klasse könne er beispielsweise keine Filme am Stück mehr zeigen, da dafür die notwendige Aufmerksamkeitsspanne zu kurz sei. Grosse Defizite sind auch beim Lesen und Verstehen auszumachen. Ganz allgemein stellt Zopp einen Rückzug ins Private fest. Die Teilnahme in Vereinen oder das Musizieren hätten Seltenheitswert.

Was die Erfahrungen der beiden Lehrpersonen besonders macht, ist, dass sie nicht nur an ihrer jeweiligen Schule vorkommen. Ähnliche Beobachtungen lassen sich über das ganze Land machen. In der rege genutzten Diskussion war man sich einig, dass das Überborden des Digitalen an der Schule gestoppt werden müsse. Nur ist man sich auch bewusst, dass die Schule dabei nur eine Nebenrolle spielen kann. Immerhin zeigen die Beispiele der beiden Referenten, dass sich das Abwägen der Vor- und Nachteile des Einsatzes von digitalen Hilfsmitteln lohnt.

**Urs Kalberer** Jg 1961, arbeitet vollzeitig als Sekundarlehrer phil I in Landquart GR. Als Sprachdaktiker verbindet er Theorie und Praxis in der Lehrerweiterbildung. Seit Jahren setzt sich Urs ein für einen besseren Sprachunterricht an der Volksschule. In seinem Blog «schuleschweiz» sammelt er Aktuelles aus den Bereichen Pädagogik und Schulpolitik. Urs hat einen Master in English Language Teaching der Universität Manchester (UK).

---



## «Salut, ça va bien?»: Der Sprachaustausch soll das Land verbinden

NZZ, 21. November 2024, Michele Coviello

***Tausende Schweizer Kinder erleben diese Woche den Alltag in einer fremden Sprachregion. Wirtschaft und Behörden unterstützen den Austausch. Aber ergibt er noch Sinn in einer Welt, die von Englisch dominiert ist?***

Sie haben eine lange Tradition, die Austauschwochen. Wer kennt sie nicht aus der eigenen Schulzeit? Neugierig schauten wir uns das Schulhaus in Le Landeron an, waren stolz, das Wörtli «trousse» fürs Federmäppchen zu beherrschen. Und fragten die Banknachbarin schüchtern: «Comment t'appelles-tu?» Unsere Begegnung erweiterte nicht nur den Wortschatz, es kam auch ein Lebensgefühl hinzu.

Solche Austauschprojekte fanden früher eher zufällig statt, auf Initiative von einzelnen Schulen oder engagierten Lehrerinnen und Lehrern. Inzwischen ist das anders. Am Montag startete die zweite nationale Austauschwoche. Sie setzt um, was Bund und Kantone 2017 in einer gemeinsamen Strategie beschlossen hatten: Ein Sprachaustausch soll für Kinder und Jugendliche ein selbstverständlicher Teil ihrer Biografie werden.

### **Früher dank einzelnen Schulen, heute organisiert**

Dabei geht es nicht nur darum, buongiorno, bonjour und allegra zu verstehen. «Es geht auch um den Kontakt mit anderen Kulturen und Mentalitäten unseres Landes», sagt Kathrin Müller, Kommunikationsverantwortliche von Movetia. Die Agentur stellt mit dem Bundesamt für Kultur Gelder und Ideen für Austauschprojekte zur Verfügung.

In der laufenden Woche bewegen sich 3500 Schülerinnen und Schüler aus 175 Klassen durch die vier Schweizer Sprachregionen. Dauer und Programm sind dabei sehr unterschiedlich. Manche Klassen halten gemeinsame Lager während der ganzen Woche ab, andere treffen sich für einen einzigen Tag in einem zweisprachigen Museum. Sie fahren über den Röstigraben zu fremden Schulzimmern oder durch den Gotthard zum Fussballspielen mit ihren anderssprachigen Altersgenossen. Gerade für die jüngeren Kinder sind die Begegnungen einfach, niederschwellig, sagt Müller. «Mit den Austauschwochen sollen die Kinder und Jugendlichen ihre Komfortzone verlassen.» Sie müssen in einer anderen Sprache ausserhalb des eigenen Klassenzimmers und ohne Mami zurechtkommen.

### **Niederschwellige Begegnungen als erster Schritt**

Wie nützlich und nachhaltig die Projekte sind, sei dahingestellt. Noch immer macht nur ein Bruchteil der Schulen mit. Viele kämpfen mit Lehrermangel und den Herausforderungen der integrativen Schule. Da bleibt kaum Luft für besondere Anlässe. Indem die Austauschwoche neu als nationaler Anlass mit fixen Daten propagiert wird, rückt er immerhin stärker ins Bewusstsein.

Müller sagt es so: Ein solcher Austausch sei ein erster Schritt. Danach traue man sich vielleicht auch zu einem zweiwöchigen Aufenthalt. «Die Kinder merken: Auch wenn man sich noch nicht perfekt verständigen kann, versteht man sich trotzdem.» Die Fremdsprache bleibt nicht etwas Abstraktes im Vocabulaire-Heft. «Andere Menschen zu sehen, die unsere Sprache nicht kennen: unglaublich!», sagt ein Primarschüler aus Le Locle in einem Testimonial-Video von Movetia.

### **Wichtig für die Wirtschaft**

Doch ergeben die Wochen und der Einsatz des Bundes noch Sinn in einer Welt, die vom Englischen dominiert ist? Für die Schweizer Wirtschaft blieben die Landessprachen bedeutsam, sagt Rudolf Minsch, Chefökonom und stellvertretender Vorsitzender der Geschäftsleitung bei Economiesuisse. Es sei zentral, dass Schülerinnen und Schüler neben den Kompetenzen in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (Mint) nach Abschluss der obligatorischen Schule in mindestens einer Landessprache richtig lesen, schreiben und sich ausdrücken könnten. Landessprachen seien



für die Wirtschaft, gerade für Firmen an der Sprachgrenze, und für den Austausch mit Bundesbehörden und Politik sehr wichtig.

Zahlen des Bundesamtes für Statistik zeigen, dass fast die Hälfte der Erwerbstätigen mehr als eine Sprache bei der Arbeit nutzt. «Kompetenzen insbesondere in den Landessprachen Deutsch und Französisch sind daher nach wie vor sehr zentral im Geschäftsleben», so Minsch.

### **Darbellay lernte Deutsch auf dem Bauernhof**

Je nach Kanton sind die Bemühungen um Projekte unterschiedlich. Zürich und die Waadt haben punkto Austausch zusammengespant, auch Bern und das Wallis. Gerade das Wallis fördert aufgrund seiner Zweisprachigkeit auch innerhalb der eigenen Kantons Grenzen den Sprachaustausch. Der Walliser Mitte-Staatsrat Christophe Darbellay bezeichnet sich als «überzeugten Verfechter» des Austauschs. Bevor er an der ETH Zürich studierte, arbeitete er einen Sommer lang auf einem Bauernhof. So lernte der frankofone Darbellay Schweizerdeutsch.

Das Eintauchen in eine Fremdsprache wecke vor allem das Vertrauen in die eigenen Sprachfähigkeiten. «Die Fortschritte werden schnell sichtbar, und der Dialekt ist für einen Französischsprachigen keineswegs ein Hindernis», sagt Darbellay aus eigener Erfahrung. «Mit der Zeit und dank meinen Reisen ins Oberwallis, das ich sehr in meinem Herzen trage, habe ich mir das <Wallisertitsch> angeeignet.»

### **Dem Englisch-Trend entgegenwirken**

Wie das Wallis ist auch Graubünden eine Region, die gegen die Isolierung vom Rest des Landes ankämpft. Der Bündner Mitte-Nationalrat Martin Candinas hat im vergangenen Jahr ein gemeinsames Klassenlager für Kinder aus den vier verschiedenen Sprachregionen in Graubünden mitorganisiert.

Als Jugendlicher reiste er in den Sommerferien in die Deutschschweiz, um Deutsch zu lernen, auch in die Romandie fuhr er zum Austausch. Rede man eine Fremdsprache, solle man Mut zu Fehlern haben und versuchen, einander zu verstehen. «Das ist ohnehin der Schweizer Schlüssel: eine andere Landessprache verstehen, ohne sie perfekt reden zu müssen.»

Die anderen Sprachen kennenzulernen, bedeute auch, die Regionen zu erkunden. «Wir sind nicht nur am 1. August eine Einheit», sagt Candinas. Es sei wichtig, das den Kindern zu zeigen. Den sprachlichen Austausch im Land müsse man pflegen, denn er sei in Gefahr. «Ich will keine Schweiz, in der wir uns auf Englisch unterhalten müssen – da bin ich Patriot.»

---

## **Die geplanten Schwerpunkte an den Gymnasien werden bereits kritisiert**

NZZ, 27. November 2024, Zürich und Region, Robin Schwarzenbach

### ***Zu den Verlierern der jüngsten Reform gehören die klassischen Fächer Deutsch, Französisch und Latein***

Zwölf neue Schwerpunktfächer, mehr Raum für interdisziplinären Unterricht, ein überarbeiteter Sockel an Grundlagenfächern, weniger Zeit für Sprachen, aber dafür werden Zürcher Gymnasien vom Bund dazu verknurrt, Französisch und Italienisch als zweite Landessprache flächendeckend anzubieten: Die Pläne einer Arbeitsgruppe des Zürcher Mittelschul- und Berufsbildungsamts (MBA) zur Neugestaltung der Gymnasien des Kantons werden noch zu reden geben. Die geplanten Schwerpunkte stammen aus vier Bereichen:

- Kommunikation und Medien, Kultur der Mehrsprachigkeit der Schweiz, Spanischsprachige Welt, Antike und ihre Bedeutung für die Gegenwart;



- Technologie, Prozesse in der Umwelt, Lebenswissenschaften und Gesundheit;
- Nachhaltige Gesellschaft, Politik, Recht und Wirtschaft, Individuum und Gesellschaft;
- Musik und Theater, Kunst und Design.

Das Konzept dahinter befindet sich seit kurzem in einer sogenannten Feedback-Runde. Die eigentliche Vernehmlassung soll im kommenden Herbst starten. Spätestens ab dem Schuljahr 2029/2030 sollen die «neuen» Gymnasien dann ihren Betrieb aufnehmen.

Bis dahin wird es zwischen Schulleitungen, den Lehrerinnen und Lehrern und der Bildungsdirektion noch harte Diskussionen geben. Der vorliegende Entwurf ist zwar keine Revolution, aber er wird Einschnitte mit sich bringen – vor allem bei den Sprachen. Zürich ist ein «Sprachenkanton»: Die meisten seiner Maturanden wählen ein sprachliches Profil für ihren Abschluss an der Mittelschule. 2023 waren dies 43 Prozent (39 Prozent in modernen, 4 Prozent in alten Sprachen). Die «Zukunftsthemen» Physik und Anwendungen der Mathematik (9 Prozent) oder Biologie und Chemie (13 Prozent) liegen da weit abgeschlagen.

### «Ein massiver Abbau»

Für Bildungsbürger, die Wert auf eine umfassende Schulbildung mit ausreichend Literatur und Zeit zum Nachdenken legen und sich der Tradition der Langzeitgymnasien im Kanton Zürich verpflichtet fühlen, sind diese Präferenzen der hiesigen Maturanden kein Problem. Sprache ist Denken. Die Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken, ob auf Deutsch, Französisch, Italienisch oder Englisch.

Bildungspolitiker und Wirtschaftsvertreter hingegen, die vor allem das Wirtschafts-, Finanz- und Tech-Zentrum im Auge haben, das Zürich ebenfalls ist, können mit solch «schöngestigen» Überzeugungen wenig anfangen: Der bevölkerungsreichste und wichtigste Kanton der Schweiz leistet sich Jahr für Jahr eine grosse Kohorte von Maturanden, die sich am Gymnasium am liebsten mit sprachlichen Fächern auseinandersetzen. Das sollte nicht sein. So drohe Zürich den Anschluss zu verlieren.

Diese Stimmen dürfen sich nun bestärkt fühlen, zumindest ein bisschen: Denn laut den Plänen des MBA gehören Deutsch, die beiden Landessprachen Französisch und Italienisch sowie Latein zu den Verlierern der anstehenden Reform. Je nach Variante müssen die sprachlichen Fächer damit rechnen, in den letzten vier Jahren vor der Matur insgesamt zwischen 5 und 9 Lektionen abgeben zu müssen. Sie würden somit gleich viel Gewicht erhalten wie der Fachbereich Mathematik, Informatik und Naturwissenschaften.

Ariane Lüthi, Französischlehrerin am Literargymnasium Rämibühl und Vorstandsmitglied im Zürcher Verband der Mittelschullehrer, sagt: «Das ist ein massiver Abbau, auch wenn Sprachen im Kanton Zürich bisher gut dotiert waren.» Die Tatsache, dass Italienisch wie vom Bund verlangt künftig an «allen» Zürcher Gymnasien als zweite Landessprache angeboten werden muss, ist für die Anhänger eines guten Sprachunterrichts ein schwacher Trost. Hier werden Partikularinteressen bedient, für die sich nur wenige Zürcher Gymnasiasten begeistern können: Italienisch als zweite Landessprache wählten 2023 lediglich 5 Prozent der Maturandinnen und Maturanden. Trotzdem soll das Fach künftig «überall» im Kanton angeboten werden – eine absurde Situation.

Immerhin, der Kanton hat sich einen Kompromiss ausgedacht, um der Vorgabe aus Bern und der kleinen Nachfrage in Zürich gleichermassen gerecht zu werden: Gymnasien sollen kooperieren und Italienisch an gemeinsamen Standorten anbieten können.

Für Verwirrung in den vergangenen Tagen hat auch der künftige Status von Latein gesorgt. Die Sprache Ciceros wird man ab der dritten Klasse des Langzeitgymnasiums nicht mehr als dritte Sprache wählen können. Stattdessen werden im Szenario der Arbeitsgruppe des MBA künftig alle Zürcher Gymnasiasten Englisch belegen müssen. Altgriechisch soll nur noch als Ergänzungsfach zur Wahl stehen, also frühestens im zweitletzten Jahr vor der Matur. Latein ist kein Grundlagenfach mehr. «O tempora, o mores!», ist man versucht auszurufen.



Aber so schlimm ist es nicht. In den ersten beiden Klassen des Langzeitgymnasiums werden sich Zürcher Gymnasiastinnen und Gymnasiasten auch nach 2029 mit lateinischen Vokabeln, Konjugationen und Deklinationen und komplizierten Fall-Konstruktionen vergnügen dürfen: Im Untergymnasium nach der Primarschule bleibt alles beim Alten. Und ab der dritten Klasse sollen sich Latein-Begeisterte für ein neues Schwerpunktfach entscheiden können: Antike und ihre Bedeutung für die Gegenwart.

Das gleiche Prinzip ab der dritten Klasse beziehungsweise der ersten im Kurzzeitgymnasium gilt für die beiden Schwerpunkte «Spanischsprachige Welt» und «Kultur der Mehrsprachigkeit der Schweiz», die ab 2029 ebenfalls zur Wahl stehen sollen. Für das eine Fach lernen die Mittelschüler Spanisch, für das andere Italienisch oder Französisch. Wer Französisch bereits als Grundlagenfach belegt hat, wählt Italienisch und umgekehrt. Geschichte und Geografie sollen als sogenannte Astfächer ebenfalls zu diesem interdisziplinären Modul beitragen.

Es ist eine schöne Idee. Der Schwerpunkt soll künftigen Maturanden «ein fundiertes Verständnis der sprachlichen und kulturellen Vielfalt der Schweiz» vermitteln und dabei auch die «historisch-politischen Dimensionen der Mehrsprachigkeit» ausloten, wie es im Kurzbeschrieb des MBA heisst. Mehrsprachigkeit kommt immer gut. Multilinguisme gehört schliesslich zur DNA der Schweiz. Das sollte die besten Schülerinnen und Schüler des Kantons doch interessieren!

### **Italienisch ist ein Nischenfach**

Allein, Zweifel sind angebracht, gerade bei diesem Schwerpunkt. Wie beschrieben, ist Italienisch im Kanton Zürich ein Nischenfach. Das dürfte sich bis 2029 kaum ändern, so sehr man sich das aus staatspolitischen Überlegungen vielleicht wünschen würde. Ariane Lüthi ist denn auch skeptisch, ob sich genug Schüler für dieses Schwerpunktfach in der vorgeschlagenen Form entscheiden würden. Feststeht für die Französischlehrerin hingegen Folgendes: «Mein Fach und die anderen Fremdsprachen müssen zurückstecken. Interdisziplinarität scheint den Entscheidungsträgern wichtiger zu sein als Sprachvertiefung.»

Das alte Problem bei Schulreformen zeigt sich auch hier: Die Zahl der Lektionen ist begrenzt. Will man etwas verändern, ohne die Schüler zusätzlich zu belasten, müssen Schulstunden verschoben werden. Die einen Fächer gewinnen etwas, die anderen verlieren ein bisschen. Der Wahlpflichtbereich mit den neuen Schwerpunktfächern soll gestärkt werden, dies unter anderem auf Kosten des monothematischen (Fremd-)Sprachunterrichts. Marc Bourgeois indes findet es richtig, dass Zürcher Gymnasien weiterhin auf Wissensvermittlung setzen und ihren Einzelfächern Sorge tragen sollen. «Interdisziplinär ist gut, solange es überschaubar bleibt», sagt der FDP-Kantonsrat und Bildungspolitiker. «Und das ist bei den geplanten Schwerpunkten der Fall.»

Die Grundlagenfächer Deutsch, Französisch/Italienisch, Englisch, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Geografie, Geschichte, Informatik, Wirtschaft und Recht sowie Bildnerisches Gestalten oder Musik werden weiterhin rund 80 Prozent der Schulstunden der Zürcher Gymnasiasten ausmachen. Die neuen Schwerpunktfächer kann man als Zusatz verstehen, in welchem Maturanden interdisziplinäres Arbeiten und vernetztes Denken üben sollen – etwa so, wie es später auch an Hochschulen von ihnen verlangt sein wird.

Aber bei den Sprachen droht weiteres Ungemach, und zwar auf der Stufe vor dem Langzeitgymnasium. Bourgeois sagt: «Wir sollten ehrlich sein. Eine Fremdsprache in der Primarschule genügt.» Der Versuch mit Englisch *und* Französisch sei gescheitert. Für den FDP-Politiker ist klar, auf welche Fremdsprache Zürcher Primarschüler künftig fokussieren sollten: Englisch. Seine Partei arbeitet bereits an einem entsprechenden Vorstoss. Es wäre der nächste Nackenschlag pour le français. Lüthi und ihre Kolleginnen müssten ganz von vorne anfangen, zumindest im Langzeitgymnasium.



## Starres Fächerdenken ist überholt

Tages-Anzeiger, 22. November 2024, Meinungen, Kommentar Fabienne Sennhauser

***Der Kanton Zürich ändert die Schwerpunktfächer an den Gymnasien radikal. Und das ist gut so.***

Wie der Kanton Zürich die aktuelle Maturitätsreform angeht, ist innovativ, aber nicht revolutionär.

Den Gymnasiastinnen und Gymnasiasten sollen spätestens ab dem Schuljahr 2029/30 zwölf völlig neue interdisziplinäre Schwerpunktfächer wie «Spanischsprachige Welt», «Prozesse in der Umwelt» oder «Nachhaltige Gesellschaft» zur Auswahl stehen. Was futuristisch anmutet, entspricht in Tat und Wahrheit schlicht den Anforderungen der Gegenwart.

Die gymnasiale Matura wurde vor drei Jahrzehnten das letzte Mal reformiert. Begriffe wie Globalisierung oder Digitalisierung wurden damals noch im Duden nachgeschlagen.

Eine inhaltliche Neuausrichtung ist deshalb mehr als angezeigt.

Ein Alarmzeichen sind schliesslich auch die Klagen zahlreicher Hochschulen über das unzureichende Niveau der Studienanfänger. Als problematisch werden vor allem die Lücken in basalen fachlichen Kompetenzen wie Mathematik oder Deutsch bezeichnet.

Dieses Problem ging die nationale Erziehungsdirektorenkonferenz mit der 2023 erlassenen Maturitätsordnung an. Die Anforderungen in den sogenannten Grundlagenfächern - neben Deutsch und Mathematik unter anderem eine zweite Landessprache, Englisch, Biologie, Chemie, Physik, Geschichte oder Geografie - werden im ganzen Land aufeinander abgestimmt.

Aber auch die Fähigkeit, analytisch und vernetzt zu denken, ist bei manchen Maturandinnen und Maturanden aus Sicht der Hochschulen ungenügend. Hier setzt der Vorschlag des Kantons Zürich an. Künstliche Intelligenz, Nachhaltigkeit und Gleichberechtigung: Die komplexen Fragestellungen unserer Zeit lassen sich nicht in starren Fächern denken.

Um Lösungen zu finden, müssen sich verschiedene Disziplinen zusammenschließen. Nur wer weiss, wie Menschen und Technologien zusammenwirken, ist gerüstet für ein universitäres Studium. Vor diesem Hintergrund erscheint es überfällig, dass bereits die Gymnasien interdisziplinäre Fähigkeiten fordern und fördern.

Wie immer, wenn eine Schulreform ansteht, dürfte auch der vorliegende Vorschlag Kritiker auf den Plan rufen, die das klassische Bildungsideal in Gefahr sehen.

Wer genau hinschaut, der erkennt jedoch, dass der Vorschlag des Kantons Zürich weniger tiefgreifend ist, als es den Anschein macht. Das Aufbrechen der isolierten Wissensaneignung ist nämlich keinesfalls mit dem Tod der traditionellen Fächer gleichzusetzen. Sie bleiben auch im neuen Schwerpunktfachkatalog bestehen. So wird Latein künftig Hauptbestandteil des Fachs «Antike und ihre Bedeutung für die Gegenwart» sein.

Kommt hinzu: Die Reform betrifft das Kurzgymnasium. Die ersten zwei Jahre des Langzeitgymnasiums bleiben von der Reform unberührt. Dort gilt ein einheitlicher Stundenplan, der etwa auch Latein umfasst. Das Gymnasium bleibt also weiterhin dem klassischen Ideal der umfassenden Bildung treu und macht die Maturandinnen und Maturanden fit für die Herausforderungen ihrer Zukunft.

---



## Die Bildungsbürokraten müssen nachsitzen

NZZ, 29. November 2024, Meinung & Debatte, Robin Schwarzenbach

### *Reform der Zürcher Gymnasien*

Die nächste Schulreform steht an. Dieses Mal trifft es die Gymnasien. Bundesbeamte und die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren haben jahrelang über einem neuen Reglement für die Mittelschulen gebrütet. Die Kantone haben in diesem nationalen Vorschriftenkorsett nach Schlupflöchern gesucht, um sich mit eigenen Vorgaben zu verwirklichen. Was dabei herauskommt, lässt sich derzeit in Zürich beobachten.

Hier hat eine Arbeitsgruppe des kantonalen Mittelschulamts in der vergangenen Woche einen bunten Strauss an Vorschlägen zum Gymnasium der Zukunft vorgelegt. Die Autoren halten ihr Konzept für mutig und innovativ. Richtig ist: Das schöne Papier aus der Amtsstube schwebt über weite Strecken in abgehobenen Sphären. Das zeigt sich gerade bei den zwölf interdisziplinären Vertiefungsrichtungen, die den Schülern kurz vor der Matur zur Wahl stehen sollen. Etwa «Kultur der Mehrsprachigkeit der Schweiz», «Antike und ihre Bedeutung für die Gegenwart» oder «Spanischsprachige Welt».

Das klingt alles wunderbar, zumindest in der Theorie. Aber es hat wenig mit der schulischen Realität zu tun. Für den Mehrsprachenschwerpunkt sollen Maturanden bitte schön Italienisch belegen, ein winziges Nischenfach. Für das Altertum-Modul bitte sehr Latein, ein *Pièce de Résistance* für Bildungsbürger zwar, aber aus Sicht der meisten Gymnasiasten ein Auslaufmodell, zumindest als Vertiefungsrichtung vor der Matur: Alte Sprachen wählen nur noch 4 Prozent der Zürcher Maturanden.

Und «Spanischsprachige Welt»? Das ist eine zerfledderte Verlegenheitslösung, da Zürich monothematische Profile wie die jetzige Spanisch-Matur abschaffen und künftigen Spanisch-Interessierten trotzdem irgendwie ein Angebot machen will.

Bund und Kanton stehen sich mit ihren Bestimmungen selber im Weg. Der Schwerpunkt zur kulturellen Vielfalt der Schweiz ist ein besonders schlechtes Beispiel. Mit Französisch allein wird man dieses Modul nicht belegen können, da ein sprachlicher Schwerpunkt gemäss Maturitätsverordnung des Bundes zwingend mit einer weiteren Sprache kombiniert werden muss. Der eigentliche Zweck der neuen Fächer – Vertiefung – wird ad absurdum geführt: Neben Französisch müssen Maturanden zunächst auch Italienisch pauken, um sich in den letzten Semestern «vertieft» mit Literatur und Medien aus allen Landesteilen befassen zu dürfen. Das ist nicht attraktiv.

Vielfalt in allen Ehren. Aber bei solchen Prämissen muss man sich nicht wundern, sollte sich dieses eigentlich wünschenswerte Fach als Ladenhüter erweisen. Die Bildungsverwaltung hat es mit dem Multilingualisme übertrieben, so schön dieses Nationalideal auch sein mag. Hier müssen die Verantwortlichen dringend nachbessern. Zum Glück bleibt noch Zeit. Die Vernehmlassung hat noch nicht begonnen, in Kraft treten soll die Zürcher Fächerstruktur erst 2029.

Fragen stellen sich auch zu einem weiteren Schwerpunkt: «Nachhaltige Gesellschaft». Was soll das sein? Auch hier ist der kalte Atem aus Bern zu spüren. Nachhaltige Entwicklung ist in der Bundesverfassung verankert. Also haben sich die Gymnasien auch diesem Bildungsziel zu verpflichten, wie es im neuen Rahmenlehrplan der Erziehungsdirektorenkonferenz unmissverständlich heisst. Laut dem Zürcher Papier sollen Maturandinnen und Maturanden in diesem Fach «die Resilienz von ökologischen, ökonomischen und sozialen Systemen untersuchen und Strategien zur Stärkung dieser Resilienz entwickeln».

Das klingt unreflektiert und politisch motiviert. Ein Maturatschwerpunkt sollte auch thematisieren, warum wir Nachhaltigkeit irgendwie alle gut finden und uns trotzdem anders verhalten. Der Mensch will konsumieren. Das ist nicht nachhaltig, war es nie. Der Modebegriff darf nicht zum Totem werden, Gymnasien dürfen nicht zu Kadenschmieden einer ebenso politisch korrekten wie



engstirnigen Klimajugend verkommen. Hier ist kritisches Denken gefragt, eine zeitlose Kernkompetenz an Mittelschulen, die es unbedingt zu wahren gilt. Auch hier müssen die Verantwortlichen der Zürcher Bildungsverwaltung nachsitzen.

Die Mitarbeiter von Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Mitte) sollten ihr Konzept entschlacken. Weniger, dafür überzeugende Schwerpunkte wären besser. Immerhin: Die Stossrichtung der Maturareform stimmt. Die interdisziplinären Schwerpunkte erhalten etwas mehr Gewicht, machen aber weiterhin nur einen kleinen Teil der Stundentafel aus. Die Grundlagenfächer Deutsch, Mathematik und die Naturwissenschaften kommen ungeschoren davon, zumindest wenn man vom neuen Standard ausgeht, der künftig an allen Zürcher Gymnasien gelten soll.

Französisch, Englisch und Geschichte indes würden im Szenario des Mittelschulamts Lektionen verlieren. Widerstand ist programmiert. Aber die Lehrerinnen und Lehrer sollten das Wesentliche nicht aus den Augen verlieren. Gymnasiasten erwarten guten Unterricht von ihnen, auch im neuen Regime. Interdisziplinäre Projekte sind für viele Gymilehrer Neuland. Dieser Aufgabe müssen sie sich stellen – egal, was sie von der kommenden Reform halten mögen.

---

## «Der Abbau muss ein Ende haben»

NZZ, 20. November 2024, Meinung & Debatte, Leserbrief

Giorgio Scherrer hat es in seinem Kommentar auf den Punkt gebracht: Der Abbau im Fach Geschichte muss ein Ende haben (NZZ 13. 11. 24). Die Debatte im Zürcher Kantonsrat hat gezeigt, dass die staatspolitische Bedeutung eines guten Geschichtsunterrichts unbestritten ist. Trotzdem bekam man den Eindruck, dass die verantwortlichen Stellen nicht bereit sind, das Thema anzupacken. Die Bildungsdirektorin verweist auf den Bildungsrat, dieser wiederum auf die Erziehungsdirektorenkonferenz, und am Ende dieses Schwarzpeterspiels verändert sich nichts.

Als Leiter von Kursen für geschichtliche Weiterbildung stelle ich fest, dass die Situation alarmierend ist. Der überladene Lehrplan bietet keine verlässliche Orientierung, verunsicherte Lehrpersonen picken sich aus Zeitmangel heraus, was sie gerade als wichtig erachten. So verwundert es nicht, dass meist ein systematischer Aufbau mit geschichtlichen Meilensteinen fehlt.

Die geschichtlich-politische Grundbildung gehört zum Basisauftrag der Volksschule. Sekundarlehrkräfte müssen in einem eigenständigen Fach mit klarem Profil und nicht in einem Zwitterfach Geografie und Geschichte ausgebildet werden.

Geschichte muss kompetent und auf attraktive Weise vermittelt werden, damit bei den Jugendlichen politisches Verstehen heranreifen kann. Diese modernen Ansätze sind an manchen Hochschulen vorhanden, doch sie scheitern oft an den schulischen Rahmenbedingungen.

Die Politik hat beim Geschichtsunterricht bereits viel zu lange weggeschaut. Jetzt gilt es, Verantwortung zu übernehmen und den zuständigen Fachgremien den Auftrag zu erteilen, alles zu tun, um das Fach aufzuwerten.

*Hanspeter Amstutz, ehemaliger Sekundarlehrer und Bildungsrat, Fehraltorf*

---



## «Die Technologie ist jetzt da»

Tages-Anzeiger, 18. November 2024, Politik & Wirtschaft, Mario Stäuble

***KI-Revolution • Seit Schülerinnen und Schüler Zugang zu Chatbots haben, ist der Unterricht nicht mehr derselbe. Zwei Gymilehrer erklären, was sie an der künstlichen Intelligenz im Klassenzimmer am meisten beunruhigt. Und welche Lösungen sie sehen.***

Am 30. November ist Chat-GPT zwei Jahre alt. Das Werkzeug hat nicht nur die Debatte um künstliche Intelligenz neu lanciert. Der Chatbot und seine Konkurrenzprogramme haben längst einen Platz im Alltag von Millionen Menschen gefunden. Und begonnen, diesen zu verändern.

Andreas Pfister (52) und Thomas Jenni (47) erleben den Wandel aus nächster Nähe. Der Deutschlehrer und der Physik- und Informatiklehrer an der Kantonsschule Zug haben über die letzten 24 Monate gelernt, wie schnell ihre Schülerinnen und Schüler das Werkzeug entdeckt und zum Einsatz gebracht haben: bei Aufsätzen, Übersetzungen und Maturaarbeiten. Sie machen auch Vorschläge, wie man damit umgehen sollte.

***Herr Pfister, zu Beginn des Schuljahres schrieben einige Ihrer Schülerinnen und Schüler plötzlich auffällig gute Aufsätze. Was war da los?***

Andreas Pfister: Sicher bin ich mir bis heute nicht. Aber der Verdacht kam auf, dass einige ihren Text nicht selbst geschrieben haben. Die Aufsätze waren einfach viel zu gut. Weit über dem Niveau, das Gymnasiasten normalerweise erreichen.

***Und Ihr Verdacht ist***

Pfister: Chat-GPT.

***Damit wir uns richtig verstehen: Die Schüler schrieben den Aufsatz im Klassenzimmer unter Ihrer Aufsicht auf ihren Laptops?***

Pfister: Ja.

***Haben Sie verboten, das Tool zu nutzen?***

Pfister: Nein, ausdrücklich verboten habe ich das nicht. Die Idee war natürlich, dass die Schüler den Aufsatz selbst schreiben. Ich verwende dafür in der Regel Exam.net, eine Prüfungsplattform. Aber damit fängt es eben schon an. Ein Verbot war früher nicht notwendig. Bei einem Aufsatz konnte man bisher ja nicht tricksen, anders als bei einem Vokabulartest, für den man einen Spick vorbereiten kann. Für einen Aufsatz musste man selbst denken und formulieren.

***Wie reagierten Sie auf die verdächtig guten Texte?***

Pfister: Zuerst war ich offen gestanden ratlos. Ich habe mich dann mit Kolleginnen und Kollegen ausgetauscht, und meine Lösung lautete, die Klasse über den Verdacht zu informieren und die Übung wiederholen zu lassen. Für alle. Dabei habe ich das Setting verändert: Die Schülerinnen und Schüler mussten ihre Handys abgeben und sich so an ihre Tische setzen, dass ich auf ihre Bildschirme sehen konnte. Bei all jenen mit «Betrugsverdacht» benotete ich nur den zweiten Text. Bei den anderen jeweils den besseren.

***Und wie reagierten die Betroffenen auf Ihren Vorwurf?***

Pfister: Manche sagten nichts. Manche wehrten sich und fanden, ich behandelte sie ungerecht. Worauf ich meinte: Ja, vielleicht ist das so, aber das lässt sich nicht ändern. Ich konnte ja den Gebrauch von Chat-GPT nicht beweisen.

***Herr Jenni, Sie hatten ein ähnliches Problem.***

Thomas Jenni: Eine Schülerin, deren Klassenlehrer ich bin, kassierte eine Verwarnung. Sie hatte während einer Prüfung das Handy auf dem Schoß und schrieb mutmasslich von Chat-GPT Antworten ab. Das flog dann aber auf. Die Schülerin war reuig und wiederholte die Prüfung unter schärferer Aufsicht.

***Die Schülerin hat gespickt. Das gab es schon immer.***

Jenni: Nicht ganz: Chat-GPT ist kein normaler Spick. Den Chatbot können Sie alles fragen. Und im Bereich des Stoffs einer Kantonsschule hat er meistens eine Antwort.

***Ganz grundsätzlich: Was ist der richtige Umgang mit KI in der Schule?***

Jenni: Ha - diese Frage stelle ich mir auch. Wir sind am Experimentieren. Ein Teil der Antwort ist sicherlich, dass die Schülerinnen und Schüler lernen, KI als «Assistenten» einzusetzen. Denn die Technologie ist jetzt da, und sie geht nicht wieder weg. Im Informatikunterricht erlaube ich den Gebrauch von Chat-GPT bei manchen Projekten explizit. Es muss einfach klar sein, welche Teile des Codes selbst geschrieben sind und welche vom Chatbot kommen. Aber in manchen Fällen will ich auch, dass man ohne Unterstützung arbeitet. Wenn ich wirklich sicher sein will, ob jemand etwas selbst geschrieben hat, prüfe ich ein Thema mündlich. So sehe ich schnell, was Sache ist.

***Wie reagiert Ihre Schule als Institution?***

Jenni: Sie versucht, Schritt zu halten. Wir haben zum Beispiel auf dieses Schuljahr die Regeln der Maturaarbeiten angepasst. Der Gebrauch von Chat-GPT ist erlaubt, muss aber deklariert werden. Die Schülerinnen und Schüler müssen die Prompts offenlegen.

***Also die Anfragen an die Maschine.***

Pfister: Und zur Maturaarbeit gehört neu ein mündliches Gespräch. Damit überprüfen wir, ob das Wissen tatsächlich vorhanden ist.

***Und wie reagiert die Lehrerschaft?***

Jenni: Viele Lehrerinnen und Lehrer setzen Chat-GPT selbst ein, weil es eben praktisch ist.

Pfister: Andere verweigern sich, wieder andere sind überfordert. Das ist auch eine völlig nachvollziehbare Reaktion. Plötzlich kann die Maschine schreiben! Das Beherrschen dieser Kulturtechnik ist ein historischer Sprung in der Menschheitsgeschichte. Ich finde, es ist eine adäquate Reaktion, überfordert zu sein.

***Sie klingen beunruhigt, fast erschüttert.***

Pfister: Für mich ist das alles ein Riesenproblem. Ein wichtiger Teil meines Unterrichts sind Textprojekte. Ich lasse meine Schüler Interviews machen, Kolumnen oder Reportagen schreiben. Das ist kreative Arbeit, die man bisher nur ganz schlecht an jemand anderen auslagern konnte. Aber jetzt ist das plötzlich möglich.

***Können Sie genauer erklären, warum Sie so beunruhigt sind?***

Pfister: Weil ich immer mehr realisiert habe, wie tief die Veränderungen gehen. Ein Beispiel: Ein Schüler von mir dreht als Maturaarbeit einen Dokumentarfilm. Dazu gehört ein Theorie-Bericht. Da ist die Maschine natürlich stark, sie kann in Sekunden alles über Kameraeinstellungen und Schnitttechnik referieren. Aber auch das Konzept und die Struktur einer Arbeit kann Chat-GPT vorgeben. Und selbst wenn der Schüler den Auftrag erhält, eine Minute des Dokfilms präzise zu analysieren, kann die Maschine die Formulierungen nochmals überarbeiten und verbessern.

***Die Arbeit wird dadurch besser - wie schon die verdächtigen Aufsätze, die Sie eingangs erwähnt haben. Was ist an einem besseren Resultat problematisch?***

Pfister: Durch das Entwerfen der Struktur und das Formulieren des Texts ist man gezwungen, ins Thema einzutauchen und darüber nachzudenken. Das fällt weg, wenn die Maschine dies übernimmt. Oder anders gesagt: Das Denken durch Schreiben - und damit das Gewinnen von Erkenntnis - ist in Gefahr.

***Man muss ja immer noch wissen, was man will. Man muss mit der Maschine interagieren können. Vielleicht wird das «Prompts» das Schreiben ablösen oder ergänzen.***

Pfister: Es ist für mich auch eine Schreckensvorstellung, sich nicht mehr eigenständig präzise ausdrücken zu können. Wir müssen uns neu mit der Frage auseinandersetzen, welche Bedeutung die Versprachlichung von Erkenntnis hat.

***Was meinen Sie damit?***

Pfister: Wir gehen ins Fitnessstudio, obwohl es keinen unmittelbaren Zwang dafür gibt. Aber wir wollen fit und körperlich gesund bleiben. Vielleicht ist es mit dem Schreiben eines Tages auch so: Wir müssen es nicht mehr tun, aber tun es trotzdem, um unser Denken zu trainieren und frisch zu halten. Und um mental gesund zu bleiben.



***Wie gehen Sie im Klassenzimmer damit um?***

Pfister: Ein Teil der Antwort ist, zu altmodischen Prüfungsmethoden zurückzugehen. Und ich bewerte kreative Arbeiten wie Kolumnen nicht mehr. Jene, die keine Maschine benutzen, sind in diesem Bereich klar benachteiligt.

***Was machen Sie stattdessen?***

Pfister: Ich bewerte 90-Minuten-Aufsätze, die unter streng kontrollierten Bedingungen entstehen. Ich tue genau das, was ich als Lehrer immer vermeiden wollte. Ich fühle mich zurückgeworfen auf altmodische Formen.

***Vielleicht entstehen bei Ihnen - wie bei Herrn Jenni - zwei Unterrichtsschienen: eine mit KI-Unterstützung, eine ohne. Und Sie entscheiden jeweils, welche Schiene sinnvoller ist?***

Pfister: Vielleicht ist das der Weg. Aber die Frage ist: Wie fördert man die Arbeit ohne Hilfe? Man kann niemanden zwingen, die Maschine nicht zu benutzen.

Jenni: Bei Aufgaben, die sich zu Hause lösen lassen, war ja schon immer die Frage, ob noch jemand mitgeholfen hat. Ich traue den Schülerinnen und Schülern zu, selbst zu verstehen, warum sie etwas lernen.